

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 40

Artikel: Die letzten Hunde Dschingis Khans [Fortsetzung]
Autor: Haensel, Carl
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648036>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.06.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die letzten **HUNDE** Dschingis Khans

Von CARL HAENSEL

Nachdruck verboten. — Copyright by J. Engelhorn's Nachf., Stuttgart. 14. Fortsetzung.

Sah so der von Allah gesandte Vollstrecker aus, der sich eines Tages riesengroß vor ihm aufrichten würde, um mit der Stimme aller, die durch die Hand des Roten Sultans umgekommen waren, Gericht über ihn zu halten?

In diesem Augenblick tönte nebenan eine Frauenstimme, die nur als Laut vernehmbar, kosend mit einem Tiere sprach. Bubenberg fuhr zusammen, ward rot bis in die Schläfen hinauf, senkte das Haupt beschämt vor den forschenden Augen des Sultans. Aber diese einfache menschliche Geste rettete die Situation. Der Sultan lächelte, verlor die Angst um die Zukunft, weidete sich vielmehr an der Verlegenheit Bubenbergs, der eben noch wie ein apokalyptischer Reiter vor ihm geseffen hatte.

Er wandte sich an den Rabassafal, der in gebeugter Haltung seine Entscheidung erwartete:

„Bleib, Mehmed. Dir ist noch nicht verziehen, aber du bist auch noch nicht verdammt. Ich habe noch Aufträge für dich. Ich wünsche, daß Bubenberg Pascha“ — den neuen Titel betonte er ganz leise — „sich in dieser Stadt wohl fühlt und nicht auf den Gedanken kommt, sie zu verlassen, weil er um sein Leben fürchten muß. Für dieses hastet mir bereits Ahmed, und als zweiter Bürge nun du, Mehmed. Gelobe mir dies!“

Der Sultan hielt dem Rabassafal seine schlaffe, weiße Hand entgegen. Der Rabassafal neigte die Stirn und küßte sie.

Der Sultan machte sich nun an seinem Schreibtisch zu schaffen und nahm ein kleines Paket Banknoten, sowie eine Lederschachtel heraus. Die Banknoten warf er Ahmed zu, winkte ihm gleichzeitig, zu verschwinden.

Der Sultan gab dann dem Rabassafal ein Zeichen. Dieser nahm die Lederschachtel vom Tisch und überreichte sie Bubenberg. Es war der Stern des Osmanieordens. Bubenberg machte eine steife Figur und versuchte, das Futteral in seine Rocktasche zu stecken. Der Sultan winkte ab. Er bat, sich den Orden doch erst genau anzusehen. Er war mit großen, wasserhellen Smaragden besetzt.

Der Sultan ließ ihm Zeit. Dann frug er, ob ihm das Stück gefalle.

Bubenberg war derart befangen, daß ihm nicht ein einziges „Bon mot“ über die Gefühle eines Republikaners, der einen Orden bekommt, einfiel.

„Ihr Erster?“ lächelte Abdul Hamid. Der Sultan wollte nun unbedingt sehen, wie er ihm stand. Er ließ durch den Rabassafal, der ihm sehr viel lieber einen mit grünen Gistropfen getränkten Dolch in die Herzgegend geheftet hätte, den Ordensstern dort anbringen. In dem Zimmer war kein Spiegel. Abdul Hamid liebte keine Spiegel in seinen Räumen, er hatte Angst vor seinem eigenen Gesicht. Er befahl dem Rabassafal, aus dem Nebenzimmer einen Handspiegel zu holen, damit der neue Pascha sich von der Schönheit seines Ordens überzeuge.

Bubenberg war von dieser spielerischen Geste des Mannes, den sie den Roten Sultan nannten, gerührt. Er nahm den Spiegel: Auf dem Rahmen war mit Brillanten der Namenszug Mirimahs eingelegt. Er ließ ihn fallen.

Der Sultan strich die Rubinen des Rosenfranzes ganz rasch durch seine Finger: „Pascha Effendim, Spiegel, der zerbricht, bringt Unglück. Es täte mir leid um Sie!“

Der versiegelte Kaffee wurde gereicht. Nach der Pause erkundigte sich der Sultan bei Bubenberg, was „seine“ Hunde machten. Er berichtete, daß sie nach Oria gebracht worden seien. Der Sultan frug, ob er sie sich dort angesehen habe? Bubenberg verneinte.

Abdul Hamid sammelte seine sonst wie Froschlaich verschwimmenden Augen zu einer schwarzen, unheimlichen Kraft: „Es ist nicht wahr, daß Blut schlaflos macht. Wenn gründlich gearbeitet werden kann, löst es von der Angst. Es kann die Erde sehr leicht machen, für die drunten und für die droben. Wie könnten wir sonst noch das Leben tragen?“

Der Rabassafal suchte das Stichwort zum Abbruch der Unterredung zu bringen. Der Sultan herrschte ihn ungnädig an.

Dann sank Abdul Hamid immer mehr in sich zusammen; der Kopf rutschte auf die Brust, die Rippen brachen auseinander; er wurde körperlich rund wie eine Kugel und seine Gedanken gewannen die gleiche, nach allen Seiten gültige Gestalt.

Bubenberg gefror die Sprache. Der Rabassafal stand wie eine Bildsäule. Nur der Sultan sprach. In großen Pausen, leise, mehr zu sich, als zu den beiden anderen. Seine Worte waren tief und dunkel, sie verkündeten die Erfahrung eines tausendjährigen Geschlechts, dessen Weisheit schon so voll und schwer geworden ist, wie die große Abendsonne, die unter ihrem eigenen Gewicht in der Dämmerung versinkt.

Und alles in Mirimahs Haus, sie nebenan. Durch die Tür von Bubenberg getrennt, die sich niemals für ihn öffnen würde.

Als er spät abends den Jildis verließ, war ihm wie einem Seekranken zu Mute. Sein seelisches Gleichgewicht war angerrührt.

* * *

Es wurde Nacht, bis Bubenberg nach Stambul in die Gegend seines Hauses zurückkam. Als er in die sonst nur von Muselmanen bewohnten Straßen einbog, sah er dort die Häuser offen und erleuchtet, die sonst um diese Zeit in undurchdringliche Dunkelheit versunkenen Gassen mit Lichtern bestückt; Männer, sogar Frauen trugen sie. Wie kamen Türkinnen auf nächtliche Straßen? Er erklimm den nächsten Hügel, der freien Ausblick auf die Stadt bot.

Ueber dem Häusermeer erstrahlten die plötzlich wach gewordenen Moscheen. Die Plätze zu ihren Füßen waren von Fackeln und Lampions hell erleuchtet. In den vergoldeten Mondscheln fing sich das ungewohnte Licht, so daß sie zu dem Kometen ans Firmament rückten und seinem blaßgrünen Schimmer die Schrecklichkeit nahmen. Nicht mehr das Geheul der mondsüchtigen Hunde — ein einziger menschlicher Afford lag über Stambul: die Muezzin psalmodierten von den Minarets ihrer Moscheen. Aus den nahen Vierteln mischten sich die Stimmen aufgeregter Menschen hinein. Aber Bubenbergs Nerven spürten nicht die Freude und den gutgesinnten Unterton. Sie waren mißtrauisch, reizbar. Drüben in Skutari, auf dem anderen Ufer

sah er es bliken. Nach ein paar Sekunden kamen dumpfe Detonationen über das Wasser: es wurde geschossen.

Bubenbergs jagte nach Hause, stolperte die Treppe hinauf und schrie, als er Marcella ruhig auf Davids Stuhl liegen sah: „Es ist so weit! Sie sprengen schon! Alles ist durcheinander. Die Gegenrevolution ist ausgebrochen!“

Von Stambul herüber tönten dumpfe Paukenschläge. Man sah, wie sich ein Zug mit Transparenten und Lichtern die Uferstraße entlang bewegte.

„Da sind sie ja! Die Dervische führen!“

Marcella erhob sich. Seine Erregung prallte an ihr ab, ohne sie, wie sonst, unweigerlich anzustecken. Sie küßte ihm die Stirn und neigte sich dann vor ihm, wie es die Türkin zu tun pflegt. „Der Ramasan hat begonnen! Allahs Segen über dein Haupt, Pascha Effendim!“

Am Ufer entzündeten sich nun lange Lichterreiben. Ab und zu wurde es ein ganzes Plejadennest aus Feuerwerk. Abgerissene Musikkugeln klangen über das Wasser herüber.

Ein Stück Paradies war vom Himmel herabgefallen.

Marcella trug weite, seidene Bumphosen, dazu Schnabelschuhe, die sie sich in Usun Tscharsch, dem „Langen Markt“ gekauft hatte.

Sie konnte niemals durchgehen, ohne etwas einzuhandeln. Diese harmloseste Spielart weiblichen Geltungsdranges war Bubenbergs unverstänlich und Ziel seines Spotts. Er ließ sich nur sehr ungern und immer unglücklich auf einen Kauf- und Tauschhandel im Bazar ein; die richtigen Einwände gegen die leichtfertigen Argumente der Händler kamen ihm immer erst, wenn er die Ware schon längst bezahlt hatte.

Ein ganz lustiges, weißes Seidenhemd lag als Ramasangeschenk für ihn bereit, das er als Pascha unter einem rotseidenen Atlasmantel tragen sollte.

Der Nazir wollte dem Effendi beim Umkleiden behilflich sein, aber er taumelte, als ob er betrunken sei. Er war auch betrunken, aber nicht vom Alkohol, sondern vom Essen. Er hatte sich auf seine Weise auf den Ramasan vorbereitet. Seit drei Tagen hatte er einen irdenen Topf in der Küche stehen, der hoch war, wie ein Tisch. Hammelfleischstücke, Reis, Sojabohnen, Gurken, Banjanganemüse, durchsetzt mit Zweiglein milden Rosmarins, starkschmeckende Minzenblätter, Knoblauchzehen und Lorbeerblätter legte er dort ein.

Während des Ramasans durfte er als Mohamedaner zwischen Sonnenaufgang und -untergang keine Speise zu sich nehmen.

Der Topf des Nazir diente also dazu, wie eine Schleuse während des Ramasantages die Ueberbleibsel der Küche aufzunehmen, um sie in seiner Allerweltsbrühe für den Augenblick zu konservieren, da der Kanonenschuß, der den Sonnenuntergang anzeigt, die ausgehungerten Riefer in Bewegung setzte.

Bereits eine Stunde vor Sonnenuntergang wurde der Ramasantopf angewärmt. Der Nazir holte dann seine silberne Ramasangabel heraus, füllte sie bereits wenige Minuten vor der Erlösungstunde, um sie mit dem Augenblick, da der Schuß losging, beladen in den Mund zu führen.

Bubenbergs ließ sich das alles von Marcella genau auseinandersehen; dazu hörte er das Geklingel der festlichen Stadt als Begleitbaß zu ihrer hellen, fröhlichen Stimme.

„Da hast du aber einen Stoff!“ sagte er zu ihr, von der vielen Lust und Freude angeekelt, die rund um ihn aufstieg.

Sie schüttelte den Kopf: „Seit ich dich kenne, schreibe ich nicht mehr. Was ich sehe, ist für dich. Nur für dich!“

„Wollen wir hinunter in die Stadt gehen und einfach mit-tun, als ob wir dazu gehörten?“ frug Bubenbergs plötzlich. Lust und Laune überkam ihn, wie ein Junge zu toben und sich auszufröhen.

„Ja“, rief Marcella, „ausgießen wollen wir uns in das Meer dieses Festes! Wer klein ist, wahre seine Grenze, wer schön, sei sich selbst genug. Unser Leben aber wird so gefüllt sein, so groß im Raum, so überschäumend von Ereignissen, daß wir uns manchmal aus uns selbst herauslassen müssen.“

Sie nahmen sich an den Händen und liefen die Pasastraße hinunter nach dem Hafen. Ein paar Mal wurden sie angehalten. Türkische Freundinnen Marcellas umarmten sie und steckten ihnen Lokum in den Mund, denn der Ramasan war die glück-überströmte Zeit, in der sich sogar die Käfige der türkischen Frau öffneten, um diese armen, sonst in Trauerfahnen gekleideten Vögel in die offenen Mondnächte hinausflattern zu lassen.

Schon stand der unheilbedrohende Komet am Himmel, dessen weitere Annäherung von den Astrologen verkündet war, noch lebten die Hunde in Oria, als Märtyrer gefährlicher denn je, und es lag im Belieben der Machthaber von übermorgen, die Verbannten wieder über die Stadt loszulassen. Trotzdem lockte die lachende Gegenwart des Ramasans. Der Bosphorus wimmelte von Rafts und Rähnen. Auf dem Wasser vermählte sich das Campionlicht dieser Boote.

Auch Bubenbergs und Marcella nahmen ein Boot und fuhren hinaus.

Die Armee schien heute nur aus Musikkapellen zu bestehen. In allen größeren Uferkaffees war Militärkonzert. Jedes zweite Stück war die von Schefket neu eingeführte Nationalhymne. Ein Militärmarsch, der wie alle türkischen Lieder innerhalb einer ganz kleinen Tonskala einander ähnelnde Figuren endlos wiederholte, alles in Moll. Auch die Gesänge, die über das Wasser klangen, trugen den Steppencharakter. Beim leisen Zug der Ramele, oder bei der Raft im Zeltlager, sind sie über einem heimatlos wandernden, sehnuchtsvollen, gläubigen Volk entstanden. Selbst die näselnde Wiedergabe in einer Zeit, die gar nichts mehr davon weiß, weckte diese traumselige Stimmung.

Niemals störte Massengebrüll, die Menge hörte dem Sänger oder der Sängerin in tiefstem Schweigen zu; trotz aller Ausgelassenheit beleidigte nirgends trunkenes Gelächter.

Der flache Raft Bubenbergs wurde von vier Dalmatinern gerudert. Er glitt dahin ohne zu schwanken oder sich nur zu rühren. Das Wasser lag weit und demütig unter ihnen. Er ließ den Bosphorus hinaufsteuern. Er hatte auf einmal die sichere Hoffnung, Mirimah auf der Fahrt zur Moschee zu sehen.

Die Stadt mit ihren bunten Lichtern verschwand hinter einer Biegung, die Ufer wurden eng, die Strömung reißend. Sie saßen plötzlich in schwarzer Finsternis. Hart preßte sich das Wasser an die Bootswände, fest, dunkel und zäh, wie Teer. Vor ihnen, noch ziemlich weit, erhoben sich die Türme von Rumeli Hissar. Bubenbergs schwelgte in starken Gefühlen. Während er für gewöhnlich seine Worte wie unwichtige Dinge austreute, oft undeutlich und zu leise sprach, sagte er nun Marcella klar und bestimmt ein paar Sätze, umständlich reichte er sie ihr hin, wie man eine kostbare Sache nur von Hand zu Hand gibt, nicht wirft, sondern erst losläßt, wenn der andere sicher angefaßt hat.

„Suleiman! Wie er die Hand durch die Erde stieß! Fünf Finger — fünf Türme! Steif gegen den Himmel gestreckt! Wallen kann er keine Fäuste nicht mehr! Die Nägel haben ihm die Blicke abgefressen!“

Eine Frage brannte ihm auf den Lippen. Er beherrschte sich lange, wartete, bis Marcella die Möglichkeit im Gespräch gebe, auf Mirimah zu kommen. Schließlich plakte er mit seinem Anliegen heraus: ob sie wisse, welche Moschee Mirimah heute nacht besuche?

Marcella wußte es: „Die Ortakoi-Dschami — die Hochzeitsmoschee.“

„Was bedeutet das?“

Marcella zuckte die Achseln: „Wenn du die Geheimnisse des Sultans wissen willst, mußt du dich mit Sr. Hoheit dem Ober-eunuchen anfreunden.“

„Also, — der Sultan gibt sie und nimmt sie — wie es ihm beliebt? Bestehen hier keine Gesetze, die auch den Regenten binden?“

„Die Menschen hier sind sehr weise. Sie haben eingesehen, daß Gesetzbücher nur erträglich sind, wenn es Menschen gibt, die das Recht haben, sie in gewissen Fällen zuzuklappen.“

Bubenbergs ließ wenden.

„Ich habe es dir gesagt, weil nichts, gar nichts zu ändern ist.“

Bubenberg nahm sich zusammen: Ja, das verstehe er und er danke ihr für diese Rücksicht.

Marcella hatte Mitleid mit ihm. „Wir können sie aber auf der Rückfahrt nach dem Jildis sehen, wenn wir uns beeilen.“

Auf der Höhe von Dolma Bagdsche sahen sie endlich den weißen Staatskai mit seinen sechzehn blinkenden Ruderern. Wie eine geschnitzte Bugfigur saß vorn eine Eunuchengestalt mit geradem Hals. Auf dem Achterdeck stand eine Frau in weißem Tschartschaff. Die Enden des Ueberwurfs breiteten sich wie Flügel im Wind. Sie drehte den Ruderern den Rücken zu. Angesichts der Nacht konnte sie es wagen, den Schleier zurückzuschlagen. Man sah das Weiß ihres Gesichtes durch die Dunkelheit schimmern. Sie hatte den Mund leicht geöffnet und sog den köstlichen Wind ein, der sich ihr zu Füßen warf.

Weiter abwärts lagen die Stationschiffe der Mächte, zu Ehren des feiernden Gastvolkes hell erleuchtet. Nach einem alten Brauche ließen übermüdete Matrosen die Scheinwerfer über die Wasser spielen. Ungefähr in dem Augenblick, als Mirimahs Raik mit dem Bubenberg auf gleicher Höhe lag, packte der Scheinwerfer die beiden Schiffe. Mirimah stand plötzlich als leuchtende Flamme in der engen Nacht und war dann auch schon wieder unter dem Mantel der Finsternis verborgen. Nur ein verzweifelter Schrei irrte ihr nach über das Wasser: „Mirimah!“ Der Ruf traf sie, sie zuckte leise zusammen und schüttelte dann müde das Haupt.

Bubenberg hielt den Atem an. Er begriff. Es war zu Ende.

Mit einem erlösenden Ruck glitt sein Boot aus dem Zwang der Stromenge in das freie Mondlicht hinaus. Der nüchterne Strahl traf Bubenberg ins Gesicht. Er strich sich über Kopf und Stirn, Nase und Kinn, machte ein paar gurgelnde Laute und hatte seine Festigkeit wieder. Er setzte sich neben Marcella, griff nach ihrem Handgelenk, umspannte es mit bittendem Griff und sagte: „Laß mich nicht allein! In dieser Nacht nicht. Ich habe Angst vor dem Traum. Nun habe ich keinen Talisman mehr gegen ihn. Wir tauchen in der Stadt unter. Willst du? Hast du Mut, jetzt Galata zu sehen? Jentschartschi?“

Marcella legte den Arm um seine Schulter. Sie war für ihn alles, sogar Freund.

Mit sanften, kühlen Händen schloß sie ihm die Augen, als sie dann an der Ortaköi-Moschee vorbeifuhren.

Die silbernen Marmorstufen führen heute noch zur Moschee, die Mirimahs Fuß betreten hatte. Doch drängt jetzt Moos durch die Furchen und Risse, die die Jahre sprengten. Die Mablasterlampen schweben nicht mehr dicht über den Köpfen der Betenden; der Raum darüber ist nicht mehr im Halbdunkel bis in den Himmel hinauf geweitet und geweicht; elektrische Flammen zeigen hart und sicher seine Grenzen; Löschapparate sind handlich nahe, die kostbaren Teppiche werden nicht mehr dem freien Fatum überlassen. An von der Sonne gewärmten Wänden schaben sich noch immer die Bettler und humpeln heran, um den Schlag des Wagens zu öffnen, der für den Fremden dort hält. Fremd alle. Die Herzen, die in dieser Ramasannacht um Ortaköi jubelten und litten, schlagen nicht mehr.

Der Weg vom Anlegeplatz des Raiks hinüber in das Kaschemmenviertel war nicht weit. Zunächst durchschritten sie eine fast menschenleere Straße. Aber nach der ersten Ecke schon war es, als ob sie in ein Menschenmeer hineingeraten seien. Rechts und links standen Häuser dicht und hell, Lärm quoll aus ihnen, Gesichter tauchten wie Schatten ganz dicht vor ihnen auf und verschwanden.

Matrosen besonders. Sie trugen weiße Jacken. Konstantinopel war für sie die erste exotische Insel, die sie anliefen, nachdem sie Europa entronnen waren. Dazwischen gab es dann Uniformen türkischen Militärs, Zivil aller Grade. Die Luft roch nach Teer, Staub, Schweiß, Knoblauch, und nach einer durchdringenden Süße, die kein Schnapsdunst war, sondern etwas unheimlich Fremdes.

Vor einem Haus, in dessen Erkerscheiben Muscheln und Salate standen, machte Marcella Halt:

„Wir essen beim großen Benali!“

Zunächst dem Eingang standen auf einem riesigen Marmorbord, dessen Blut Holzkohlen hergaben, Dugende von flachen Kasserolen. Der Ueberblick ersparte die Speisefarte. Man konnte mit der Hand auf das deuten, was man haben wollte. Da waren erschreckliche Mischungen aus Spaghettiwürmern, Klumpmuscheln, Fleischrollen, Reispampfen, Zungenbrei, dann aber auch Gemüseschüsseln in allen Abwandlungen, Salate in grün, gelb und rot, und als Mittelpunkt des Ganzen ein Turm, der Döner Kabab. Es war ein ganzer Berg aus Hammelfleischstücken. Ein senkrecht gestellter Spieß hielt sie zusammen. Im Halbrund waren um diesen Spieß Gefäße mit glühenden Holzkohlen aufgebaut. Die Asche wurde langsam gedreht. Die Oberfläche des Fleischberges brät schmorend, während er an den glühenden Holzkohlen vorbeigedreht ward. Kam diese frische Kruste wieder nach vorn, wurde sie mit einem haarscharfen, langen Messer vom Rebabschi ganz fein abgeschnitten und auf einen heißen Teller geschneit.

An dieser brodelnden Speisefarte mußte man vorbei, ehe man zu den Tischen und Stühlen des großen Benali kam. Groß war Benali, der Wirt und sein Ruhm, nicht etwa das Lokal. Es war ein schmaler tiefer Raum, nicht ganz niedrig, sondern ziemlich hoch, sonst wäre man von den Wolken des Hammelfetts, wie eine Wurst im Rauchfang, durchräuchert worden. Um die Wand herum lief ein hartes Plüschsofa. Oben auf der Lehne waren die Plätze numeriert, für die Stammgäste. Den Hintergrund nahm auf der einen Seite ein erhöhter Schenktisch ein, auf dem in dichten Reihen die Katifflaschen standen. Der Wein wurde vom Faß in irdenen Krügen ausgeschenkt. Der Schenktisch und die kleinen Marmortische trafen von übergegossenen Flüssigkeiten, deren Schwaden wehten Marcella und Bubenberg entgegen. Alles war Fülle und Vergeudung, lief an allen Stellen über, Gläser wie Schüsseln. Ragen strichen in Scharen unter Tischen und Bänken her und fraßen fortgesetzt.

„Dies ist seit Generationen und wird so bleiben“, sagte Marcella; „der Kreislauf des Einschlingens und Verdauens ist handgreifliche Unsterblichkeit.“

Im Hintergrund, neben dem Schenktisch, klappte eine große Tür, man sah auf den offenen Hof. Dort wurde ein ganzer Hammel gebraten. Der eine von den mit roten Leibbinden umgürteten Rebabschis drehte den Spieß. Er beherrschte dies Handwerk vollkommen, irrte sich niemals in der notwendigen Langsamkeit, obwohl seine Augen immer wo anders waren. Der andere goß mit einer Kelle Fett über den sich drehenden Hammel. Sein Gesicht blinkte feucht und braun, wie das schmorende Fleisch. Er sah aus, als ob er sich selbst ab und zu eine Kelle Fett über das Gesicht gosse.

Marcella und Bubenberg setzten sich an einen der kleinen Tische, aber sie vermochten nicht einmal ein kleines Stückchen des säuerlichen weißen Landkäses hinunterzuwürgen, der einzigen Speise, die nicht nach Hammelfett roch. Nur Kaffee schmeckte noch.

Sie hatten beide wechselseitig Mitleid mit ihrem Zustand und brachen auf. Auf der Straße löste sich aus dem Menschenknäuel ein Schatten und heftete sich an ihre Fersen. Er trug einen tief herabgezogenen Turban. Von einem Gesicht konnte man bei ihm kaum sprechen. Zwischen Turban und einem schmutzgelben Halstuch schimmerte es etwas weißlich. Kein Tropfen Blut belebte diese Haut, die Kollerluft und Giftthauch gegerbt hatte. Aus dem schwarzen Spaltmund kamen ein paar zischende Laute, durch die vorgehaltene Hand gedämpft. Er winkte ihnen, mitzukommen.

Sie betraten über eine halsbrecherische Stiege einen hell erleuchteten gänzlich unromantischen Raum. Ueberall verschmierte Spinnweben. Zunächst nahm ein seltsames Getöse gefangen. An den Wänden standen in Kopfhöhe ein Duzend Glaskästen, Puppen, mit bunten Lappen bekleidet, drehten sich umeinander, rührten die Hände, nickten mit dem Kopf und führten alle die

unwirklichen Bewegungen aus, die uns als Kinder zunächst ängstigen und schließlich ergötzen. Spieluhren, eine dicht neben der anderen. Jede sang ihre einzige Melodie mit unerschöpflicher Geduld, solange die Walze noch ein Zäckchen hatte. Wollte eine verstummen, so löste sich vom Boden eine der dort liegenden Gestalten und warf ein Geldstück hinein. Das Herabfallen in das Uhrwerk klang wie ein Peitschenhieb.

Bänke und zerklüftene Diwane klebten an den Wänden. Verschmutzte Kelims suchten die Spalten in Mauer und Boden zu verhüllen, die für das Ungeziefer eingelassen waren. Man ahnte ganze Wanzenvölker unter ihnen; ein paar schwarze Vorposten sicherten sich in dem zerrissenen Gewebe.

Dort saß, sank und lag die Kundschaft der Opiumhöhle. Wer ihr verfiel, verlor bald Gesicht und Haltung, verschwor sich dem täglich wiederholten Kreislauf, der über Trunkenheit und Rausch zur todesähnlichen Erstarrung führte. Die Männer, die dort am Boden lagen, waren jenseits alles Menschlichen. Einem Traumsumpf blieben sie ausgeliefert, der keine Form und Gestalt mehr kannte, nur noch verflumpte Nebel.

Der Kawetschi kroch wie eine Spinne zu ihnen heran, wies einen Diwan an und bot zur Auswahl eine Handvoll Tonpfeifen, deren Mundstück noch feucht war.

Sie flohen diese ärmliche Hölle.

„Ist das alles?“ frug Bubenberg enttäuscht.

„Wir sind im falschen gewesen, ich finde ohne Schlepper besser.“

Sie überquerten die Galatastraße, in die jede Nachtstunde neuen Menschenschaum hineinwarf, und betraten eine Seitengasse.

Straßenlaternen gab es dort nach ein paar Schritten nicht mehr. Aber vor jedem Haus konnte man rauchen und trinken; alle Fenster waren hell erleuchtet.

Sie setzten sich an einen kleinen Tisch unter Glyzinienranken, die über die Straße gespannt waren. Es kam Kaffee und eine Wasserpfeife. Sie bestand aus einer großen Glasflasche, mit vergoldeten Blumen bemalt, die auf ihrem schlanken Hals ein verworrenes Gebilde aus langen Schläuchen, Röhren und Behältern trug. Wie ein aufrecht gehaltener Tintenfisch sah es aus.

Der Kawetschi setzte sie mit besonderer Vorsicht auf einen Schemel, entrollte zwei der langen Hydrasäule und gab ihnen die Mundstücke in die Hand. Zu oberst lag auf dem Pfeifenaufbau ein glühendes Stück Rosenholzkohle. Bei jedem Ansaugen leuchtete es auf wie ein rotes Polypenauge. Man trank den kalten Rauch, der als milchiger Nebel den Hohlraum der Flasche füllte.

Zunächst schmeckten sie nur das Kohlenoxydgas des glimmenden Holzes. Aber das spielerische Gurgeln des Wassers und die Fruchtkühle des Rauches reizte unwillkürlich, in raschen Zügen an dem Bernsteinmundstück zu saugen.

„Gut?“ frug Marcella.

Bubenberg wollte eigentlich nein sagen. Aber bevor er das Wort über seine Lippen brachte, war der Oxydgeschmack weg.

„Nicht so rasch!“

Beide warnten sich, aber beide machten immer tiefere Züge. Das Unbehagen verschwand, gläserne Helle und ätherische Leichtigkeit durchdrangen sie.

Marcella hörte keinen direkten irdischen Laut mehr. Auch saß sie nicht mehr auf einem Stuhl, sondern schwebte in herrlicher Freiheit über ihm. Die erregte Gasse hing vor ihr wie ein kleines Pastellbild. Ganz unräumlich, wie durch einen umgekehrten Feldstecher gesehen. Sie hatte die Macht, mit einer kleinen Geste ihrer Hand das ganze Bild zu zerstören, aber sie war zu gnädig gestimmt.

Haschisch, raunte irgend etwas in Bubenbergs Ohr. H a s c h i s c h! Das Wort dröhnte wie eine in seinem Inneren geläutete Glocke.

Marcellas Pupillen weiteten sich zu schwarzen, kochenden Seen. Sie sah, wie sich ein Leichenbegängnis durch die Gasse hinunterbewegte. Griechische Popen trugen einen Sarg, offen, geneigt, damit man die Tote sieht, wie es hier üblich ist. Vor dem Sarg wandte der Totengräber mit dem Deckel. Überall schritten Popen, jeder Pflasterstein war ein Pope, der Gebete murmelte. Alle Vorübergehenden schlossen sich dem Geleit an, sie selber. Aber neben dem Friedhof waren Luftschaukeln aufgebaut, wie es immer war. Die Träger legten die Tote neben das offene Grab und schaukelten, mitamt dem Gefolge. Die Tote hatte einen weißen Tschartschaff an und rote Pantoffeln. Es war Mirimah. Allein stand sie aufgebahrt neben dem offenen Grabe. Deshalb weinte sie und bot ihre roten Schuhe zum Lohn, wenn man ihr helfe. Aber da kam plötzlich eine wilde Jagd daher: die Hunde Dschingis Khans brachen aus Oria aus, spannten sich wie bei einem Schlittengefährten vor ihre Bahre und stürmten mit ihr über das unter dem Mond zugefrorene Meer davon. „Nach Saloniki!“ hörte sie Mirimahs Stimme rufen.

„Nach Saloniki!“ — Marcellas Haschischtraum ging später — in Wirklichkeit umgedeutet — in Erfüllung.

Bubenberg sah im selben Zustand, daß die Häuser um sie herum alle nur aus Türen bestanden. Die Türen bewegten sich auf und zu; jedesmal schlangen sie einen Menschen ein, eine Frau, und spieen sie später wieder aus. Sie taumelte dann weiter, bis sie in einem anderen Viertel eine neue Tür erfaßte und in den Magen des Hauses hineinschluckte. Die ganze Stadt wuchs zu einem tausendmäuligen Ungeheuer, das den Mädchenstrom über das Meer an sich zog, auf dem Wege vom Hafen her nach der Stadt herauf in einem gierigen Hauschlund nach dem anderen verbrauchte, weitergab, durch Stadtviertel und Jahre hindurch, schließlich nach dem Aeserfeld, wo die Verworfenen letzten Aufgebotes aus Petroleumblechfisten, die sie mit Lehm austampften, niedrige Hütten bauten, gerade groß genug für zwei liegende Menschen. Fortsetzung folgt.

Sieg der Liebe

Florence Leighton

Der halbe Dollar in Jans Tasche klapperte lustig gegen die drei Nickel-Zehner. Suzanne legte ihren Arm in den seinen und wanderte auf dem Deck mit ihm hin und her.

„Schön, so eine Seereise, nicht?“ sagte Jan und ließ den Novemberwind an seinen dicken, gelben Haaren reifen. „Wollen Sie heute abend tanzen, Miß Bertely?“

„Vielleicht.“

„Bitte!“ bat er. „Und morgen spielen wir Deck-Tennis. Lieben Sie Deck-Tennis?“

Suzanne nickte. „Ich möchte auch gern schwimmen. Schwimmen Sie, Mr. Lane?“

„Ich fraule, Miß Bertely. Es wäre wundervoll, mit Ihnen zu fraulen. Ach, diese Seereisen!“

Ein kurzer, breiter Mann, der an einen Pfoffen gelehnt hatte, trat ihnen in den Weg. „Heh, Ihr!“ bellte er sie an. „Was ist euch in den Kopf gefahren? Das ist jetzt schon das dritte Mal, daß Ihr den Fluß hinüber fahrt. — Wenn wir anlegen, macht Ihr, daß Ihr raus kommt! Das ist kein Vergnügungsdampfer, sondern eine Fähre!“

Jan neigte leicht den Kopf. „Wie Sie meinen, Kapitän!“

Der Dide trollte sich böse davon, und Suzanne seufzte auf. „Es war so hübsch“, sagte sie. „Ich dachte, wir könnten gerade